Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 80 (1971)
Heft: 3

Artikel: Die Zeit scheint stillzustehen : Hilfe für Anatolien
Autor: Brawand, H. R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974492

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Zeit scheint stillzustehen

Hilfe für Anatolien

Jede Hilfsaktion ist mit zahlreichen Hindernissen und Schwierigkeiten verbunden, von denen der Spender nicht das Geringste ahnt. Beeindruckt von Unglücksmeldungen hier und dort, vom Schicksal der Betroffenen gerührt, gibt er sein Scherflein, fragt wohl auch danach, was mit dem Geld geschieht, vermag jedoch nicht zu ermessen, wieviel Arbeit und Mühe es den Treuhänder der Spenden kostet, eine geeignete und klug bemessene Hilfe in die Wege zu leiten und durchzuführen. Bei jeder Hilfsaktion im Ausland ist die hilfeleistende Organisation auf die Mitarbeit der Verantwortlichen des vom Krieg oder von einer Katastrophe betroffenen Landes angewiesen. Eine solche Mitarbeit spielt oftmals nur auf der obersten Stufe, während sich im Alltagsleben ungezählte kleine Schwierigkeiten in den Weg stellen, angefangen bei der Verständigung, bei anderer Denkungsart, anderer Lebensauffassung und anderen Sitten. Der Erlebnisbericht eines Schweizer Delegierten aus Anatolien spiegelt manches davon, und so ist es nicht verwunderlich, dass auch mit kritischen Worten nicht gespart wird. Man soll weder beschönigen noch vertuschen, sondern einer wahrheitsgetreuen Beschreibung den Vorzug einräumen. Aus diesem Grunde mag auch manches, was in dem Bericht kritisch erwähnt ist, hinzugehören, um ein lebendiges Bild der anatolischen Landschaft und ihrer Menschen zu zeichnen.

Kütahya, die kleine Provinzhauptstadt im Westen der Türkei, zählt ungefähr 50 000 Einwohner. Sie ist am Fusse des Azem Dagi, eines etwa 1800 Meter hohen Berges, gelegen, 950 Meter über dem Meeresspiegel. Reisende, die nach Kütahya kommen, bringen meist ein kleines Andenken aus Keramik heim; denn Kütahya ist berühmt für seine mehr als fünfhundert Jahre alte Fayencenmanufaktur.

Uns aber hat weder das Interesse am Kunsthandwerk noch der Zauber der Landschaft nach Kütahya gelockt. Für Träume und Illusionen bleibt keine Zeit. Harte Arbeit wartet auf uns. Bereits ist ein grosser Teil des Materials für die einunddreissig Schulhäuser eingetroffen, die nun dank den Spenden des Schweizervolkes in den vom Erdbeben im vergangenen Mai schwer heimgesuchten Provinzen Kütahya und Ushac in Anatolien errichtet werden sollen: Eisenstangen, Holzplatten, Aluminium, Fensterglas und anderes mehr.

Unglücklicherweise hatte der Bahnhofvorstand von Kütahya verfügt, das Material müsse innert vier Stunden aus den Waggons ausgeladen sein. Andere Völker — andere Sitten: Die türkischen Arbeiter begnügten sich damit, alles kreuz und quer auf einer Wiese zu lagern, in Anbetracht eines kurz darauf mit unvorstellbarer Heftigkeit einsetzenden Hagelsturmes gewiss nicht eine empfehlenswerte Lösung! In dem von der türkischen Regierung in einer Zuckerfabrik zur Verfügung gestellten Lagerhaus befand sich bereits das Baumaterial von zehn ebenfalls aus der Schweiz eingetroffenen Eisenbahnwagen. Doch auch hier hatte man beim Ausladen keinerlei Ordnung und Ueberlegung walten lassen. Wir trafen ein heilloses Durcheinander an, und es kostete mich einen ganzen Sonntag, alles Material nach Art und Grösse zusammenzustellen und zu schichten. Noch grösser war mein Aerger, als ich erfuhr, dass zehn Lastwagen mit Holzelementen von Kütahya aus in die teilweise sehr weit entfernten Dörfer geschickt worden waren. Welch kurzsichtige Planung! Noch stand ja nicht ein einziges Fundament. Man konnte das Holz doch nicht einfach dem Regen und Schnee aussetzen und zudem noch Gefahr laufen, dass etwas gestohlen oder beschädigt würde! Da es ausserhalb von Kütahya kaum brauchbare Lagerräume gab, musste also das Material so lange in Kütahya zurückbehalten werden, bis die Fundamente errichtet waren.

In den ersten Wochen meines Aufenthaltes in der Türkei kam ich nur selten aus der Stadt heraus, so sehr war ich damit beschäftigt, die immer noch eintreffenden Waren ordnungsgemäss zu lagern und die bevorstehenden Transporte in die entlegensten Dörfer sorgsam zu organisieren. Mit Hilfe eines Uebersetzers versuchte ich immer wieder, den türkischen Arbeitern zu erklären, was sie zu tun hatten. Was nützte es? Viele von ihnen waren faul und unzuverlässig. Auch liess mich der Uebersetzer oft schmählich im Stich. Manchmal blieb mir nichts anderes übrig, als mit «den Händen zu reden» und jede einzelne Handreichung ungezählte Male vorzuführen.

Während jener Zeit war man in den einzelnen vom Erdbeben schwer heimgesuchten Dörfern daran, die Fundamente zu erstellen, wobei ein Delegierter des Schweizerischen Roten Kreuzes, ein Ingenieur, die Arbeit überwachte.

Betonieren ist eine «Kunst» für sich. Das zeigte sich einmal mehr. Nur selten nützte es, dass man den Arbeitern auseinandersetzte, Steine und Schmutz seien aus den Verschalungen herauszufischen, und der Beton müsse sorgsam gestampft werden. Auch ein Vorstoss bei den Behörden, erfahrene Handwerker zu bekommen, half nichts. Was dabei herausschaute, war ein vergeblicher Kampf gegen eine allzu komplizierte Bürokratie. Man mag auch in anderen Ländern über den Amtsschimmel und einen übertriebenen Papierkrieg schimpfen, hier jedoch, in der Türkei, meint man, die Bürokratie ersticke das Land und alle Tatkraft.

Ständig kommen neue Verordnungen heraus. In den Amtsräumen sind dauernd ganze Heerscharen von Bürolisten mit Papierkram von Büro zu Büro unterwegs, um bei ihren Vorgesetzten Unterschriften und Stempel zu sammeln. Jede kleinste Bewilligung oder Verordnung muss zuerst mit unzähligen Unterschriften und Stempeln versehen sein, bevor sie wieder in einer Schublade oder in einem Ordner verschwindet. Auch die Telefondrähte laufen heiss, denn jeder will sich durch Fragen hier und dort absichern, bevor er sich getraut, eine Entscheidung zu treffen.
Der erste Eindruck lässt auf emsige Arbeit in den Aemtern und Behörden schliessen. Doch man darf sich keiner Täuschung hingeben. Ich kam in viele Büros, in denen man den lieben langen Tag sehnsüchtig zum Fenster hinausstarrte oder Zeitung las, Witze erzählte und natürlich Tee in rauhen Mengen trank.

Tee und Kaffee — das ist wieder ein anderes Problem. Wo immer man auftauchte, lautete die erste Frage: «Wollen Sie Tee oder Kaffee?» Die Türken sind äusserst gastfreundlich. Doch nichtsdestoweniger reute mich jedesmal die kostbare Zeit, die mit dem Herumsitzen bei Tee und Kaffee verstrich. Es konnte nicht ausbleiben, dass wir mit dem Bau unserer Schulhäuser immer mehr in Rückstand gerieten, so dass bald der Winter vor der Türe stand.
Mit der Zeit vermied ich es, mich wegen kleiner, unbedeutender Fragen mit den Behörden herumzuschlagen. Lieber kaufte ich selber etwas und sparte so Zeit.
Eine weitere Schwierigkeit boten die Uebersetzungen. Anstatt Fragen und Instruktionen so knapp wie möglich weiterzugeben, liessen die Dolmetscher einen Redeschwall vom Stapel, der von dem jeweiligen Gesprächspartner ebenso wortgewandt und umständlich erwidert wurde. Ich wartete und wartete und erhielt endlich Antwort auf eine Frage, welche ich gar nicht gestellt hatte. Man musste sich einfach daran gewöhnen, dass hier andere Massstäbe gelten. Für Dinge, die sich in der Schweiz schnell nebenbei erledigen lassen, braucht man hier Stunden oder gar Tage, und trotzdem geht noch vieles schief.

Doch zurück zum Schulhausbau, der uns so viel Mühe und Zeit kostete. Man versprach uns für die Montage tüchtige Zimmerleute. Es fiel uns schwer, an die Erfüllung dieses Versprechens zu glauben. Noch zu deutlich erinnerten wir uns, auf welche Weise die Fundamente betoniert worden waren. Wie recht hatten wir mit unseren Befürchtungen! Gegen Ende September, als die ersten Fundamente fertig waren, traf eine Gruppe von Zimmerleuten ein. Ihre Berufsbezeichnung mochte wohl nur auf dem Papier gestanden haben. Man musste ihnen sogar zeigen, wie man einen Hammer in die Hand nimmt. Wenigstens hatten wir in der Zwischenzeit einen tüchtigen Uebersetzer erhalten, einen Studenten aus Kütahya, der sehr gut Englisch sprach.
Jeden Tag fuhren wir nun nach Büyüksaka (das heisst zu deutsch: grosser Spitz), um dort die Arbeiter anzuleiten und ihnen zu zeigen, wie die Elemente zusammengesetzt werden müssen. Vor Beginn der Arbeit rief ich die kleine Gruppe zusammen und erklärte ihr im Beisein der neugierigen Dorfbewohner, dass ich sehr stolz sei, hier in Büyüksaka im Auftrag des Schweizerischen Roten Kreuzes die zwei Schulhäuser bauen zu dürfen, die man so dringend benötigt. Das ganze Schweizervolk habe geholfen, die Gelder aufzubringen. Das Material sei sehr teuer, es sei unbeschädigt über die zweitausendfünfhundert Kilometer lange Strecke in Kütahya angekommen. Man müsse sorgfältig und gewissenhaft damit umgehen, denn es gäbe keinen Ersatz für irgendwelche beschädigten Teile. Ich sagte den Leuten, ich würde ihnen zeigen, wie man mit vorfabrizierten Elementen umgeht, aber sie müssten sich mit dem Gedanken vertraut machen, die übrigen Häuser allein zu bauen, weil ich weitere Gruppen in anderen Dörfern zu instruieren hätte. Wichtig sei also, dass sie sich genau an meine Weisungen hielten, das würde eine gute Zusammenarbeit im Interesse der Sache gewährleisten. Man klatschte begeistert Beifall, und dann war es endlich soweit, dass das erste Aussenwandelement auf das Fundament gestellt und unten mit dem Winkeleisenrahmen verschraubt werden konnte. Leider merkte ich bald, dass die Arbeiten nicht sehr genau ausgeführt wurden. Offensichtlich stand man mit dem Millimetermass auf Kriegsfuss. Zum Glück ahnte ich damals noch nicht, welche Schwierigkeiten und wieviel Aerger mir noch bevorstanden.

Die Dorfbewohner von Büyüksaka zeigten sich äusserst gastfreundlich. Ständig war jemand mit Tee und köstlichen Melonen unterwegs, um uns zu erfrischen. Meist drängte sich eine Menge Leute rund um die Baustelle und beobachtete und kommentierte den Bau des neuen Schulhauses. Standen uns die Leute im Weg, so versuchte ich, sie für Handlangerdienste einzuspannen.
Der Bauplatz lag wie in fast allen Dörfern ein wenig ausserhalb, denn im Dorf selbst drängten sich die Häuser so dicht aneinander, dass der Platz fehlte, um noch ein Schulhaus zu erstellen. So sollte es nun zwischen Wiesen und Felder zu stehen kommen. Während der Arbeit freute ich mich immer wieder an den unzähligen Eseln, Gänsen, Pferden und Hühnern auf der Weide. Alle zwei bis drei Stunden ertönte vom Minarett der eintönige melan-

cholische Gesang des Gebetsrufers. Die fremdartigen Melodien haben mich immer wieder ergriffen, besonders in der Nacht, wenn etwa der Vollmond die Landschaft und das Dorf in zauberhaftes schimmerndes Licht tauchte. Dann fühlte ich mich in ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht versetzt.

Schade, dass ein solcher Traum allzu schnell wieder der Wirklichkeit weichen musste! Kaum brach der Tag an, so war man auch bereits mit allen Gedanken bei den unsagbar schwierigen Bauarbeiten.
Für die Montage der Aluminiumdächer hatten wir uns die beiden zuverlässigsten Arbeiter ausgewählt; doch was half es. An Aluminium waren diese Leute nicht gewöhnt. Sie glaubten, sie könnten einfach drauflos nageln wie beim Holz; ein falsch eingeschlagener Nagel liesse sich ja wieder herausziehen. So gab es unnötige Löcher im Aluminium. Doch dies war nicht unsere einzige Sorge. Kaum glaubten wir, die Arbeiter hätten begriffen, wie sie es machen sollen, so traten auch schon die gleichen Fehler wieder auf. Schimpfte man und erklärte man alles noch einmal von vorne, so versprachen sie hoch und heilig, sich zu bessern. Aber nach kurzer Zeit waren alle guten Vorsätze wieder begraben. Schrauben wurden neben den Dachplatten heruntergeschlagen, die beiden Wellblechdachseiten nicht parallel montiert . . . Einmal — es war in Keçiler — blieb mir nichts anderes übrig, als fast das ganze Dach wieder abnehmen zu lassen, so katastrophal sah es aus. Manchmal fiel es geradezu schwer, sich vorzustellen, wie man derartige Pfuscharbeiten überhaupt mit gutem Gewissen ausführen konnte. War mein Aerger allzu gross, so wartete ich nicht erst ab, was der Uebersetzer den Leuten weiterleitete. Ich schimpfte auf Schweizerdeutsch und zweifelte nicht eine Sekunde daran, dass die Leute verstanden, was gemeint war.
Leider konnte ich nicht überall in den Dörfern die Montage überwachen. Dazu hätte ich mich angesichts der grossen Entfernungen in viele Teile spalten müssen. So musste ich mich auf Inspektionsreisen beschränken, die durch tägliche Fahrten nach Kütahya ins Lagerhaus ergänzt wurden, wo nach wie vor die Transporte organisiert werden mussten. Dazwischen war ich immer wieder gezwungen, bei den Behörden vorstellig zu werden, weil dieses oder jenes nicht klappte. Das alles kostete viel Zeit. Ständig geriet mein Fahrplan durcheinander. Das fing bereits am frühen Morgen an, wenn zum Beispiel der Chauffeur nicht pünktlich war oder Schwierigkeiten im Lagerhaus auftraten. Manchmal kam ich mir wie die Feuerwehr vor, die dauernd irgendwohin unterwegs ist, um Brände zu löschen.

Doch es wäre nicht recht, wollte man nur immer klagen. Auf den Fahrten in die weit verstreuten Dörfer bot sich dem Naturfreund so unendlich viel Schönes, dass man manchen Aerger schnell wieder vergass. Die Provinz Kütahya ist ziemlich hügelig. Einzelne Berge wie der majestätische Murat erheben sich bis auf über zweitausend Meter Höhe. Manche Dörfer liegen etwa eintausendfünfhundert Meter hoch, und die Fahrt dorthin, abgesehen von den oft völlig unzureichenden schmalen und holperigen Strassen und Pfaden ist immer wieder ein Erlebnis. Vorbei an tiefen Schluchten, durch offenen Nadelwald winden sich die Bergsträsschen in die Höhe, wo sich einem eine wunderschöne Fernsicht bietet.
Ueberall im Erdbebengebiet von Anatolien entspringen dem Boden heisse Quellen. In vielen Dörfern hat man sich das Quellwasser zunutze gemacht, indem man Bäder einrichtete. Auf meinem Heimweg, abends, wenn es bereits finster war, habe ich hin und wieder eines dieser Bäder besucht. Der Eintritt war spottbillig, in unsere Währung umgerechnet nicht mehr als zehn Rappen. Etwa alle zwei Wochen ging ich abends ausserdem in ein türkisches Schwitzbad in Kütahya. Das erstemal verging mir fast Hören und Sehen, als der Masseur, ein stämmiger Mann von achtzig Kilogramm Gewicht, mich auf den Bauch drehte und sich auf meinen Rücken stellte. Er spazierte auf meinem Rückgrat herum, riss mir plötzlich die Arme in die Höhe mit einem Ruck, dass mir fast der Atem stehen blieb. Anschliessend bearbeitete er meine Beine, bis ich schliesslich nicht mehr wusste, welches das rechte und das linke war. Dann packte er mich an den Haaren und zerrte einige Male meinen Kopf in die Höhe. Die geplagten Glieder beschwerten sich mit lautem Knarren. Nicht einmal die Zehen und Finger wurden verschont. Als ich völlig erledigt und schwer atmend glaubte, endlich erlöst zu sein, holte mein Folterknecht einen Kübel voll heisses Wasser und überschüttete mich. Kaum hatte ich wieder Luft geholt, kam auch schon der nächste Kübel, dieses Mal zur Abwechslung mit eiskaltem Wasser. Nach vier weiteren eiskalten und heissen Duschen fand auch der Folterknecht, es sei jetzt genug des grausamen Spiels. Ich warf ihm einen beinahe hasserfüllten Blick zu und fragte mich im stillen, was er wohl gegen mich haben könnte, dass er mich so plagen musste. Doch als ich aufstand, fühlte ich mich wunderbar gelöst und wie neu geboren. Wie ein arabischer Wüstenscheich, der soeben eine Schlacht gewonnen hat, verliess ich schliesslich das Schwitzbad, das ich inzwischen noch etliche Male aufgesucht habe, und zwar mit grösstem Vergnügen und in dem Gefühl, etwas für meine Gesundheit getan zu haben. Morgens und abends esse ich in der Kantine der Zucker-

fabrik von Kütahya. Mittags lädt mich meist der Muchtar, der Gemeindepräsident in irgendeinem Dorf, zum Mittagessen ein. Da sitzt man dann in einem einfachen Bauernhaus mit Dorfbewohnern um einen Tisch und lässt sich die türkischen Speisen schmecken. Weissen Käse, Joghurt, Lauch, Spinat und Eierspeisen habe ich zu meinen Lieblingsgerichten erkoren. Am Anfang berührte es mich recht eigenartig, dass es keine Teller gibt, sondern jeder direkt aus den gefüllten Schüsseln auf dem Tisch schöpft. Stühle und Bänke gab es nicht überall, denn manchmal ist der Tisch nicht mehr als zwanzig Zentimeter hoch, so dass man sich im Schneidersitz auf den Boden hockt. Den Türken bereitet das keine Mühe, ich dagegen hielt es in dieser unbequemen Stellung höchstens fünf Minuten lang aus. Wenn ich dann stöhnend und mit gequältem Ausdruck die Suppe löffelte, so kamen mir die Türken lachend mit einem oder zwei Kissen zu Hilfe. Gastfreundlich sind sie, das muss man ihnen lassen! Wo immer ich hinkam, im ärmsten Bauernhaus ebenso wie in der Stadtwohnung, ist der Gast wahrhaft ein König und wird dementsprechend behandelt. Wenn man selber kein Geld mehr hat, so zögert man nicht einen einzigen Augenblick lang, beim Nachbarn etwas zu entlehnen, um dem Gast Speisen aufzutischen.
Nie bin ich in einem türkischen Hause einer Frau begegnet. Die Frauen haben sich im Hintergrund zu halten, sie sind tabu. Auf den Strassen trifft man zwar Frauen an, doch sie sind meistens tief verschleiert. Die Augen und ein wenig von der Nase, das ist alles, was man sieht. Doch nicht genug der Verhüllungen! Wenn ich durch ein Dorf spazierte und eine verschleierte Gestalt mir entgegenkam, so wurden in aller Eile auch noch die Augen mit den Händen bedeckt, damit der Fremde ja keine Möglichkeit hatte, in türkische Frauenaugen zu schauen. Daher wusste ich auch nie, ob ich einem heissblütigen jungen Mädchen oder einer alten Frau begegnet war. Manchmal allerdings musste ich lächeln, wenn ich entdeckte, wie sich ein winziger Fingerspalt auftat und ein neugieriger Blick auf mich, den grossen bärtigen Fremden, fiel. Allzu gern hätte ich Bilder von diesen verschleierten türkischen Dorffrauen gemacht, aber das wurde mir nie gestattet. Alle Ueberredungskünste versagten kläglich. Immer hiess es «yok».

Dieses Wort «yok» höre ich täglich von früh bis spät. Es heisst «nein» oder «nicht». Im ganzen Land scheint ein wahrer Yok-Geist zu herrschen. Manchmal werfen die Türken auch nur den Kopf nach oben oder schliessen für einen Augenblick die Augen. Auch das bedeutet «yok». Passt ihnen etwas nicht in den Kram, sind sie zu bequem, etwas zu holen oder wollen sie nicht gestört sein, so heisst es sofort «yok». Noch ein anderes Wort klingt mir immer in den Ohren: «yaren» «morgen». Man wird dieses oder jenes morgen erledigen, heute nicht mehr. Mit der Zeit fiel es mir auf die Nerven, wenn man mir immer wieder zur Antwort gab: «yok, yaren!» Ich gewöhnte mir an, zu entgegnen: «yok yaren! Bugün!» — «Nicht morgen, sondern heute!» In der Schweiz sei es nicht üblich, so setzte ich den Türken auseinander, alle Arbeiten auf den nächsten Tag zu verschieben. Niemandem machte dieser Hinweis auch nur den geringsten Eindruck. Man ist mit sich und der Welt zufrieden.
Jeden Tag sah ich auf meinen Fahrten durch die Dörfer und Ortschaften Hunderte von Türken herumsitzen. Zu jeder Tageszeit traf ich sie an, diskutierend, plaudernd oder teilnahmslos, mit leerem Blick in die Gegend starrend. Ohne Ziel, ohne irgendwelchen Arbeitsgeist warteten sie, auf was allerdings, das ist mir immer rätselhaft geblieben. Es kam mir manchmal vor, als würden sie nur so dahinvegetieren und auf den Tod warten.
Seit Atatürks Herrschaft wird Fortschritt und Entwicklung hoch gepriesen. In den unzähligen weltabgeschiedenen Dörfern Anatoliens aber ist nichts zu merken von Fortschritt. Zukunft und Gegenwart ist hier gleichbedeutend mit Vergangenheit. Ich fühlte mich immer wieder in ein vergangenes Jahrhundert versetzt. So schön das Gefühl auch war, vor hundert oder zweihundert Jahren ist hier alles gleich gewesen wie heute, so schmerzte es einen doch, zu sehen, wie teilnahmslos still und ernst die meisten Menschen in den Tag hineinleben.

Zwei Beispiele mögen für sich sprechen:
Ende März 1970 war das furchtbare Erdbeben über das karge Bergland hereingebrochen. Fast ein Jahr später liegen immer noch unzählige Häuser in Schutt und Asche, genauso wie damals, als sie zusammenstürzten. Ein paar Meter daneben sitzen die Männer herum und warten, bis es Abend wird. Kein Stein, kein Balken wird fortgeräumt. Man überlässt alles dem Schicksal. Gewiss, es ist nicht in allen Dörfern so. In einigen Orten hat man bewiesen, dass jeder selber mithelfen will beim Wiederaufbau.
Auf dem Weg zwischen Oeren und Aslehanlar, der beim geringsten Regen sofort völlig verschlammt ist und nur mit knapper Not befahren werden kann, vorausgesetzt, man hat ein geländesicheres Fahrzeug, befindet sich zweihundert Meter ausserhalb von Oeren eine Stelle, an welcher der Schlamm mindestens siebzig Zentimeter tief in den Boden reicht. Wegen dieses Hindernisses konnte ich drei Monate lang kein Material für den Schulbau nach Aslehanlar senden. Von Oeren aus musste alles mit einem

Pferdefuhrwerk transportiert werden. Um die schlechte, verschlammte Strasse auszubessern, hätten zehn Männer höchstens zwei Tage arbeiten müssen. An Material fehlte es wahrhaftig nicht. Millionen Steine lagen herum. Als ich in einer Dorfwirtschaft wieder einmal Dutzende von Männern herumhocken sah, ging ich zu ihnen und fragte, warum sie die Strasse nicht ausbessern könnten. Es sei nicht ihre Aufgabe, entgegneten sie, das Strassenbauamt sei dafür verantwortlich. Da half auch alles gute Zureden nichts. Sie zuckten nur mit den Achseln. Was blieb mir anderes übrig, als meinen guten Rat aufzugeben und weiterzufahren!

Diese Yok- und Yaren-Einstellung verhindert manchen Fortschritt, ebenso wie die langsam mahlenden Mühlen der Bürokratie. Oft waren es banale Schwierigkeiten, kaum der Rede wert, die einem das Leben sauer machten. So konnte es beispielsweise geschehen, dass ich mehr als zweieinhalb Stunden auf den Fahrer wartete, der mich zur Baustelle in irgendeiner Ortschaft bringen sollte, oder aber der Leiter einer Arbeitsgruppe weigerte sich, eine bestimmte Arbeit auszuführen mit der Begründung, dafür werde er vom Bauamt nicht bezahlt, ich solle zuerst zu seinem Vorgesetzten gehen und versuchen, einen Extralohn herauszuholen. Es geschah auch, dass ein Direktor einer Behörde hinter meinem Rücken Anweisungen erteilte, die den meinigen völlig zuwiderliefen und bar jeglicher Fachkenntnis waren. So hatten die Arbeiter in Dumlupinar geklagt, sie könnten die Innenwandelemente nur mit Mühe ineinanderfügen, worauf der Beamte ihnen befahl, die Elementpfosten etwa zwei Zentimeter abzuhobeln, damit sich alle Teile spielend leicht ineinanderfügen liessen. Als ich am darauffolgenden Tag den Bau besichtigte, lotterten die Innenwände wie ein loser Fensterladen im Föhnsturm. Ich stellte die Arbeiter zur Rede, und so kam die einfältige Idee des Herrn Direktors heraus. Es blieb keine andere Wahl: Die Innenwände mussten nochmals auseinandergenommen und das abgehobelte Stück Holz durch eine dünne Leiste ersetzt werden. Warum hatten sich gerade diese Elemente so schlecht zusammenfügen lassen?

Auch das ist eine Geschichte für sich. Als die Teile im November vergangenen Jahres von Kütahya nach Dumlupinar transportiert wurden, liess man trotz strömendem Regen die Elemente einfach im Schmutz liegen. Tagelang! Alle Ermahnungen halfen nichts. Schliesslich wurde ich beim Bürgermeister vorstellig und setzte ihm auseinander, dass alles Material den weiten Weg aus der Schweiz bis in die Türkei, ohne Schaden zu nehmen, überstanden habe und dass es den Spendern gegenüber verantwortungslos sei, wenn man es nun hier mutwillig jeglicher Wetterunbill aussetze. Ich erklärte, dass es sich nicht um irgendwelche beliebigen Waren handle, sondern dass Tausende von Spenden dahinterstünden, Gaben der Nächstenliebe. Der Bürgermeister versprach, dafür zu sorgen, dass das Material noch gleichentags eingelagert würde, obwohl er meinte, es würde schwer sein, Leute zu finden. Als ich ihm anerbot, selber in die Dorfwirtschaften zu gehen und den dort herumsitzenden Männern eine solche Gardinenpredigt zu halten, dass sie daraufhin das Holz mit Freuden in den Schuppen tragen würden, wehrte der Bürgermeister ab. Es schien ihm peinlich zu sein, einen Fremden darum zu bemühen.
Einige Tage später lagen die Holzplatten immer noch im Dreck. Jetzt half nichts mehr, als damit zu drohen, dass alles Material für den Schulhausbau in Dumlupinar nach Kütahya zurückgebracht würde, wenn es nicht binnen einer Stunde unter Dach sei. Diese handfeste Drohung wirkte Wunder. Nach fünfundvierzig Minuten war das Holz im Trockenen.

Solch niederschmetternde Erlebnisse dämpfen natürlich die Arbeitsfreude und das Gefühl, helfen zu dürfen. Besonders wenn sie sich beinahe täglich in irgendeiner Form wiederholen. Zur Ehrenrettung der Türken lassen sich jedoch auch zahlreiche Beispiele anführen, die deutlich zeigen, mit welcher Freude die Dorfbewohner den dringend nötigen Schulhausbauten entgegensehen und wie dankbar sie der Schweizer Bevölkerung sind. In Keçiller, Büyüksaka, Sadikiri, Büyükaslihanlar oder Demirozü kamen die Dorfbewohner unaufgefordert, um das eintreffende Material abzuladen. Fehlte ein Lagerraum, so schleppte man alles kurzentschlossen in die Moschee. Mehr als einmal konnte ich schmunzelnd beobachten, wie die Leute in der Moschee zwischen Aluminiumblech, Dachlatten, Holzplatten und anderem mehr ihre von vielen Verbeugungen begleiteten Gebete verrichteten, während der eintönige Betgesang des Hodscha von den Isolationsmatten fast verschluckt wurde. In den Augen der frommen Mohammedaner bin ich zwar ein Ungläubiger, ein Sünder, aber dennoch blieb ich ein gerngesehener Gast in ihren schönen Moscheen.

Von Garacyik, einem herrlichen, etwa 1400 Meter hoch gelegenen Bergdorf, weiss ich allerhand Aufregendes zu berichten. Das Dorf liegt eingebettet in einer weiten Mulde, und ringsum erheben sich einige bewaldete Hügel. Schon die Fahrt nach Garacyik war trotz der schlechten Bergstrasse für mich ein besonderes Erlebnis. Als ich wieder einmal — es war an einem schönen Oktobertag — in Garacyik auftauchte, um die eben fertiggestellten Fundamente zu

kontrollieren, brüstete sich der etwas dickliche Unternehmer stolz: Die Fundamente seien fertig, ich könne anfangen mit der Montage! Da ich wusste, dass er unzuverlässig und ungenau arbeitete, nahm ich einen besonders guten Augenschein vor. Natürlich wieder das alte Lied: schlechter Beton und die Winkeleisen für die Aussenwände in leichter Schlangenlinie einbetoniert! Schlimmer noch: eines der Fundamente war nicht waagrecht. In der Mitte lagen die Winkeleisen etwa fünf Zentimeter höher als in den Ecken. Dabei hatte man sich unendlich viel Mühe gegeben und dem Mann den Arbeitsablauf samt Schnurspannen, Eisenlegen, Verschalung, Betonieren, Stampfen undsoweiter ungezählte Male eingetrichtert. Doch es war hoffnungslos mit dem Dicken. Er konnte es nicht. Er war schlicht und einfach unfähig. In meinem Zorn fing ich an zu schimpfen. Vor den versammelten Dorfbewohnern zeigte ich dem Dicken alle seine Fehler. Er versuchte, Ausflüchte und Ausreden zu gebrauchen. Das aber machte mich noch wütender, und ich erklärte noch lauter alle Fehler, obschon ich wusste, dass der Dicke ein hoffnungsloser Fall war. Wenn nicht das halbe Dorf zugehört hätte, wäre das folgende Vorkommnis ungeschehen geblieben. Der Dicke fühlte sich vor allen blossgestellt. Er glaubte, weil ich laut in deutscher Sprache schimpfte, ich würfe ihm persönlich Schimpfwörter an den Kopf. Das war jedoch nicht der Fall. Ich hatte ihm nur, laut redend, all seine Fehler vorgeworfen. Plötzlich stiess er einen Schrei aus und rannte davon. Mein Uebersetzer packte mich und rief: «Schnell, fort, er holt seine Pistole und will Sie erschiessen!» Da ich keine Lust verspürte, hier in diesem einsamen Bergdorf mein Leben zu beenden, und das nur wegen eines falsch errichteten Fundamentes, blies ich zum Rückzug, und in schneller Fahrt, eine Staubwolke hinter uns lassend, ging es die kleine Bergstrasse hinab. Als ich einmal zurückschaute, sah ich, wie uns ein Jeep in gleichem Tempo folgte. Noch war er weit entfernt, aber Eile tat not. Mein Fahrer gab Gas, und weiter ging es in halsbrecherischer Fahrt. Einmal nur wurde es brenzlig: Ein Lastwagen kam uns entgegen, wir mussten der schmalen Strasse wegen anhalten. Doch unser Vorsprung genügte. In einem Dorf wichen wir auf einen Feldweg aus und entkamen so dem Dicken.
In der Nacht liess ich mein Fenster auch nicht einen winzigen Spalt offen wie gewöhnlich. «Man kann nie wissen», dachte ich. Sicherlich war der Zorn des Dicken längst verflogen, doch solche Heissblüter sind imstande, einen Menschen im Affekt niederzuschiessen, um sich dann in der nächsten Sekunde weinend über ihn zu stürzen, ihre Tat bitter bereuend. Dass mich der Dicke verfolgt hatte, mahnte mich zur Vorsicht. Da ich wusste, dass er sich vormittags oft auf dem Bauamt befand, sandte ich am anderen Tag meinen Uebersetzer dorthin, um die Lage zu prüfen. Dieser kam lachend zurück und meinte, es sei alles wieder in bester Ordnung, er habe den Dicken getroffen und mit ihm gesprochen. Sein Innenleben sei wieder normal, er gedenke vorläufig nicht, jemanden zu erschiessen. Drei Tage später traf ich den Dicken zufällig in Tokul. Lachend gaben wir uns die Hand und rauchten zusammen eine Friedenspfeife.

Als einige Wochen später in Bezirgan durch Verschulden des Dicken wiederum die Fundamente schlecht errichtet waren, hatte auch das Bauamt die Nase voll: Der Dicke wurde seines Amtes als selbständiger Bauunternehmer für unsere Schulhausbauten enthoben. An seine Stelle trat ein Kontrolleur des Bauamtes, der allerdings nicht viel zuverlässiger war. Die meiste Zeit war er nicht auf dem Bau anzutreffen, und so geschah es, dass die Fundamente in Bezirgan ebenso katastrophal gerieten wie an manchen anderen Orten. Der Beton war viel zu dünn, eine richtige Suppe. Mindestens die Hälfte des Fundamentes musste erneuert werden. Das Bauamt verfiel nun auf die merkwürdige Idee, die Schuld auf den Dicken zu schieben, der doch schon längst seines Postens enthoben worden war. Eines Abends erschien der Dicke bei mir und bat mich um Hilfe. Grosse Tränen rollten über seine Wangen, er grämte sich zutiefst über die falschen Beschuldigungen. Da er mich dauerte, schrieb ich einen Rapport, in dem ich darlegte, dass für die nunmehrigen neuen Fehler die Schuld allein beim Bauamt zu suchen sei und dass es nicht recht sei, dem Dicken Geld abzuverlangen für Fehler, die er nicht begangen habe. Meinen Bericht übergab ich dem stellvertretenden Gouverneur, worauf zwischen diesem und dem Bauamt ein gewaltiger Papierkrieg ausbrach. Das schlechte Fundament hingegen war auch drei Monate nach dem Vorfall noch nicht ausgebessert!

Doch kehren wir nochmals zurück nach Garayik. Dort hatte der Bürgermeister, der Muchtar, den Auftrag erhalten, Sand herbeizuschaffen und damit die Bodenisolation einzubetonieren. Nach zwei Wochen war trotz wiederholter Mahnungen von Sand weit und breit nichts zu sehen. Schliesslich blieb mir keine andere Wahl, als vor den versammelten Dorfbewohner zu verkünden, es täte mir leid, aber in Garayik könnten keine Schulhäuser aufgestellt werden, weil der Bürgermeister sich nicht um den Sand gekümmert hätte; die Montagegruppe würde nun erst in anderen Dörfern arbeiten müssen. Ein grosses Wehklagen hob an, und ich wurde von allen Seiten bestürmt. Am nächsten Morgen stand um acht Uhr der Muchtar von Garyik vor dem Lager-

haus und wartete auf mich. Er beteuerte eifrig, ich könne mich darauf verlassen, mittags um zwölf Uhr werde aller Sand auf der Baustelle sein. Ich liess mich erweichen; denn ich musste immer wieder an die Kinder denken, die sonst weiterhin in ihrem fast zerfallenen, feuchten Schulhaus hausten. Sie hatten eine neue Schule wahrlich verdient! Was die Montagegruppe trotz eingehender Instruktionen dann allerdings leistete, spottete jeglicher Beschreibung. Man hatte Zeit sparen wollen und darum beides gleichzeitig an die Hand genommen: die Isolation einbetoniert und das Haus aufgestellt. Das Ergebnis? Anstatt eines soliden Hauses entstand ein Gebilde, das einem Trampolin glich. Man musste nochmals von vorne anfangen. Seitdem bin ich auf Ibrahim, den Gruppenleiter, nicht mehr besonders gut zu sprechen.

So liesse sich noch manches Erlebnis anführen, das von der Einfalt der türkischen Bauarbeiter und von ihrem sorglosen Lebensstil Zeugnis ablegt. Manch einer der Unternehmer oder Arbeiter wird mir in unvergesslicher Erinnerung bleiben, so Achmed, der mit seinem Bart und der dunklen Haut an Robin Hood, den Rächer der Enterbten, gemahnte. Er verstand es meisterhaft, die Arbeiter immer wieder von den Baustellen fortzuholen auf irgendwelche private Bauplätze. Kam ich beispielsweise nach Kiraspinar oder Sadikiri, so traf ich niemanden an. Einsam und verlassen stand das unfertige Holzgerippe da. Sprach ich «Robin Hood» daraufhin an und fragte, wo die Arbeiter seien, so bekam ich die längst bekannte Antwort: «Yok, Yaren». — Morgen, morgen werden sie wieder kommen.» Ich holte mir selber Rat und brachte kurzerhand mit dem Jeep Ibrahims Montagegruppe nach Sadikiri. Doch der Nachrichtendienst arbeitete schnell in Anatolien, auch wenn es kein Telefon gibt. «Robin Hood» wusste bereits wenige Stunden später, dass Ibrahims Gruppe an «seinem» Haus baute. Er kam umgehend mit zwei Arbeitern nach Sadikiri und jagte Ibrahims Leute von der Baustelle fort, was natürlich wieder einmal ein grosses Palaver zur Folge hatte.

Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, überallhin mein Tonband mitzunehmen. War ich mit der Arbeit zufrieden — und es gab in der Tat viele Arbeiter, die sich den Anweisungen fügten und sehr zuverlässig schafften —, so liess ich in voller Lautstärke urchige Schweizer Ländlermusik erklingen. Dann lief das ganze Dorf zusammen, die Arbeiter legten einen Augenblick Hammer und Metermass beiseite und lauschten mit gespitzten Ohren und leuchtenden Augen den fremdartigen Melodien aus der fernen Schweiz. Am meisten Begeisterung rief jedesmal die Jodelmusik hervor. Mit neuem Schwung und in froher Laune nahm dann die Arbeit ihren Fortgang, wobei man mir eifrig versicherte, man freue sich bereits auf meinen nächsten Besuch. Das nächste Mal hiess es dann wieder voller Jubel und Freude: «Hos geldiniz!» — «Willkommen bei uns!» Wie ein Zauberwort klingt es für den Gast, denn er spürt, es kommt von Herzen und fühlt sich sogleich ein bisschen geborgen in diesem eigenartigen fremden Land.

Ich weiss nicht, wieviele Schafe es in der Türkei gibt. Es müssen Legionen sein. Ueberall, wo man hinkommt, stösst man auf Schafherden, die mühsam ihr spärliches Futter suchen: in den Städten, in den abgelegenen Bergdörfern und in den Einöden. Immer sind die Herden von Hirten begleitet, die jetzt, im Winter, einen weiten langen Schafspelz umgehängt haben, der sie vor der Kälte schützt. Auch Esel trifft man an. Manchmal gesellen sie sich zu einer Schafherde und wandern, beladen mit Proviantsäcken, mit dieser über Berg und Tal, über Stock und Stein, durch Wald und Feld. Am meisten erfreuen mich jedesmal die kräftigen beigefarbenen Hunde, die die Herden vor Wölfen beschützen. Sie sind so ganz anders wie die oft überzüchteten Rassehunde bei uns daheim. Es lebt so viel Urwüchsiges, Wildes in ihnen, und doch zeigen sie Achtung vor dem Menschen. Sie bellen laut und gefährlich, aber nur selten fletschen sie die Zähne oder wagen, einen Menschen anzugreifen. Ein besonderes Vergnügen scheint es ihnen zu bereiten, auf steiniger Bergstrasse oder auf einem versumpften Karrenweg einen Wettlauf mit einem Fahrzeug aufzunehmen. Es ist, als wollten sie so Eindringlinge aus ihrem Hoheitsgebiet vertreiben. Vielfach kommt es vor, dass unser Jeep auf verschlammten Feldwegen langsamer ist als der nebenherlaufende Hund. Dieser gibt dann das Rennen auf und trottet beleidigt zu seiner Herde zurück. Leider fallen viele Hunde ihrem Spieltrieb zum Opfer, wenn sie sich zu geschwind und allzu nah an das Auto heranwagen. Beinahe jeden Tag sieht man irgendwo einen kleinen Kerl, alle Viere von sich gestreckt, im Strassengraben liegen, eine Beute für gewisse Vogelarten, die sich an den Hundekadavern gütlich tun.

Auch die Vögel sind reichlich vertreten in Anatolien. Im Spätherbst, wenn die Zeit gekommen ist, dass sie sich sammeln, um in wärmere Länder zu fliegen, sieht man manchmal Tausende und Abertausende dicht zusammengedrängt auf einer Wiese oder auf Bäumen hocken. Bei Haydarlar scheuchten wir im November unversehens einmal eine Schar Wachteln auf. Sie flogen laut krächzend davon, und der Himmel verdunkelte sich für einige Sekunden. Man kann

oft riesige Vogelscharen hoch oben am Himmel beobachten. Es ist, als ob eine dunkle Wolke, lautlos weite Kreise ziehend, über der Erde dahinschwebt. Wenn sich dann unvermittelt bei dem Flug in anderer Richtung das Sonnenlicht in ihrem glänzenden Gefieder bricht, so wird die Wolke silbrig hell. Auch Fischreiher trifft man an, wenn sie gemächlich einem Bachlauf entlangstolzieren. Meister Reineke scheint Anatoliens Wälder sehr zu schätzen. Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht mehrere dieser buschigen Gesellen in der Dämmerung über die Strasse huschen. Manchmal sieht man nachts nur von weitem zwei kleine Lichtlein, Fuchsaugen, die vom Scheinwerferlicht angestrahlt werden. Hin und wieder hoppelt auch Meister Lampe zwischen den zahllosen Steinen in der einsamen Landschaft umher, verweilt hier ein wenig hinter einem Stein und richtet sich im nächsten Augenblick mit gespitzten Ohren kerzengerade auf, um sich zu vergewissern, ob das riesige lärmende Tier, unser Jeep, es auf ihn abgesehen hat. Zwischen Keçiller und Dumlupinar führt eine schmale, holprige Strasse weit hinauf durch einen riesigen prachtvollen Tannenwald. Dort oben sollen in fast zweitausend Meter über dem Meer Bären hausen. Leider bekam ich nie eines der Pelztiere zu Gesicht. Um so häufiger begegnete ich täglich den Gänseherden, die in Gruppen von zehn bis zwanzig Tieren unserem Jeep den Weg versperrten. Laut schnatternd, die Köpfe wie Aehren im Wind hin und her bewegend, schimpften sie uns aus, um dann endlich, etwas schneller watschelnd, doch den Weg freizugeben.

Neben dem Braunvieh und dem Hühnervolk zählten die Esel zu meinen besonderen Freunden. Ich konnte es nie unterlassen, einen dieser treuherzigen Kerle zu kraulen und zu tätscheln, wenn sie sich neugierig ein wenig zu nahe an die neuen Schulhäuser wagten. Manchmal schwang ich mich kurzentschlossen auf einen Eselsrücken. In Alliören allerdings bereute ich meinen Wagemut. Kaum sass ich oben, brannte der Esel mit mir durch. Obschon ich mit Händen und Füssen an allen möglichen Stellen den Esel bearbeitete und zerrte, ging der Ritt die enge Dorfgasse hinunter zur Belustigung der ganzen Bevölkerung. Einen Augenblick lang kam ich mir vor wie Buffalo Bill im wilden Westen. Die Leute lachten und gaben mir auf türkisch alle möglichen guten Ratschläge. Endlich, beim Dorfbrunnen, hielt der Vierbeiner an, um sich zu stärken. Ein rascher Sprung, und ich fühlte wieder Boden unter meinen Füssen. Die Esel führen in Anatolien während der Winterszeit ein freies Leben. Braucht man sie nicht gerade für einen Ritt ins Nachbardorf, so weiden sie irgendwo. Manchmal stösst man auf Herden bis zu fünfzig Eseln.

Jetzt im Winter sieht die Landschaft trostlos aus. Nur den Bachläufen entlang entdeckt man noch spärliches grünes Gras, das als Futter heissbegehrt wird von allem weidenden Vieh. Tagsüber ist es recht warm, doch nachts zieht man sich gern in einen geheizten Raum zurück. Manchmal überzieht eine dicke Nebeldecke die tieferen Regionen. Allerseits versicherte man mir, dass der diesjährige Winter recht mild sei, was sich für unsere Bauarbeiten recht günstig ausgewirkt hat. Doch auch der schönste Sonnenschein vermochte die verschlammten und versumpften Karrenwege nicht so zu trocknen, dass man sie leicht hätte befahren können. Immer wieder blieben wir stecken, oder es gab umständliche Reparaturen. Wenn die Türken auch keine grossen Fahrkünstler sind und obendrein ihre Fahrzeuge kaum mit Sorgfalt behandeln, so muss ich doch zugeben, dass sie immer recht vorsichtig und langam auf den steinigen Feldwegen fuhren. Mein erster Fahrer namens Hamid — ich nannte ihn im stillen für mich immer Dschingis Chan — fuhr so langsam, dass ich nicht umhin konnte, ihn eines Tages wegen seiner Zaghaftigkeit zu befragen. Der stellvertretende Gouverneur habe ihm eingeschärft, stets überaus vorsichtig und langsam zu fahren, damit dem Schweizer ja kein Unglück geschehe und er keine Angst bekomme, erhielt ich zur Antwort. Zum Glück konnte ich alle Bedenken zerstreuen, und von da an ging es in zügiger Fahrt durch die Landschaft. Ich erzählte meinem Dschingis Chan von Biafra, wo wir unter Kugelfeuer oftmals in Zickzackfahrten hin und her fahren mussten. Offensichtlich wollte er daraufhin seine Künste unter Beweis stellen. Trotz der schlechten Pneus scheute er sich nicht, wahrhaft halsbrecherische Kunststücke zu verüben.
Schlechte Pneus ohne irgendein Profil sind übrigens an der Tagesordnung. Einem unserer Lastwagenchauffeure habe ich einmal erklären müssen, dass er in der Schweiz mit solchen Reifen mit einem sofortigen Entzug des Fahrausweises zu rechnen hätte. Abdullah, Vater von sieben Kindern, zuckte daraufhin nur mit den Achseln und meinte, die Reifen müssten mindestens noch ein Jahr halten. Ein anderer Fahrer befindet sich nunmehr seit über drei Monaten in Untersuchungshaft. Er hatte im Oktober vergangenen Jahres, als er Material für unsere Schulhäuser transportierte, einen Autostopper mitgenommen, der hinten auf den Holzplatten Platz nahm. Das Unglück fügte es, dass der Mann in einer Kurve — offensichtlich wegen übersetzter Geschwindigkeit auf schlechter Strasse, — hinunterfiel und den Tod fand. Da ich unseren Fahrer besuchen wollte, machte ich auch die Bekanntschaft mit einem türkischen Gefängnis, wo ich zu meinem Erstaunen noch zwei weitere alte Bekannte antraf: einen Förster und einen Postbeamten.

Der Gefängnisdirektor wirkte wie ein gemütlicher väterlicher Freund in seiner altertümlichen Uniform, wie ein Polizeiwachtmeister aus längstvergangener Zeit. Ich durfte mich in seinem baufälligen Büro bei Tee und Kaffee mit meinen Bekannten in aller Ruhe unterhalten. Mehr als dreihundert Häftlinge sind in der alten, verwinkelten und baufälligen Strafanstalt untergebracht. Nur wenige haben, weil sie besonders gefährlich sind, eine Einzelzelle. Die anderen schlafen in grossen Zimmern zu etwa fünfzig Betten. Doch was tut's, sie werden anständig behandelt und dürfen oft in dem winzig kleinen Gefängnishof «lustwandeln». Sie tragen übrigens keine Anstaltskleidung, sondern ihre eigenen Kleider. Meine drei «Freunde» dankten mir herzlich für den Besuch und baten mich, recht bald wiederzukommen.

Auf meinen täglichen Fahrten unterhielt ich mich natürlich immer wieder mit dem Uebersetzer und mit dem Fahrer. Manchmal vernahm ich Dinge, dir mir ein fast mitleidiges Lächeln entlockten. Es geschah aber auch, dass ich voll Bewunderung für die Türken erfüllt war. Wenn wir uns über den Islam unterhielten, so pflegte das Gespräch jeweils spannend zu werden. Ich musste immer wieder staunen, wie tief und echt die Mohammedaner an Allah glauben. Unser Fahrer Halil zum Beispiel benützte jeden Aufenhalt auf den Baustellen, um in die Moschee zu gehen und zu beten. Mindestens eine halbe Stunde blieb er dort. Dauerte unser Besuch nur kurze Zeit, so breitete er seinen Gebetsteppich neben dem Schulhaus aus, kniete nieder und verbeugte sich unzählige Male, streckte die Arme aus und murmelte seine leisen Gebete. Niemand beachtete ihn ausser mir, der ich manchmal einen verstohlenen Blick auf den betenden Mann warf.

Während des Ramadan, der vierwöchigen Fastenzeit, erstaunte mich immer wieder die grossartige Beherrschung, mit der alle Mohammedaner die auferlegten Fasten- und Waschvorschriften einhielten. In der Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang war Essen und Trinken ebenso verboten wie Rauchen. Nicht einmal das kleinste Schlückchen Wasser war gestattet, sonst, so hiess es, sei die Fasterei für die Katz und der Ramadan kaputt.

Auch unsere Montagearbeiter hielten sich streng an die Fastenzeit. Sie arbeiteten unverdrossen bis zum Sonnenuntergang. Einige Male versuchte ich, es ihnen gleichzutun und unterdrückte tapfer jedes Hungergefühl. Doch meist nahm ich einige Brote mit auf den Weg und verzehrte sie in aller Gemütsruhe. In den Gesichtern der Arbeiter und Dorfbewohner konnte ich dann lesen, was sie in diesem Augenblick von mir dachten: Eigentlich schade, dass dieser Ungläubige, dieser Schweizer, sich so versündigt! Er wird nie in den Himmel kommen!

Am späten Nachmittag, wenn langsam der Sonnenuntergang nahte, kauften wir auf der Heimfahrt in irgendeinem Dorf Brot, Käse und Zwiebeln ein und schauten dann eifrig auf die Uhr, denn die leeren Magen knurrten so laut, dass sie fast den Motor übertönten. War es endlich soweit, dass die Sonne weit und breit nicht mehr zu sehen war, so steuerten wir dem nächsten Brunnen zu. Unser Fahrer schien sämtliche, auch die abgelegensten Brunnen in Anatolien zu kennen. Plötzlich verliess er entweder nach links oder rechts den Feldweg, fuhr über Stock und Stein in die Einöde hinein, und ebenso plötzlich lag, wie von Zauberhand hingestellt, ein versteckter Brunnen oder eine Quelle vor uns. Dort liessen wir uns dann friedlich nieder und labten uns an dem wohlverdienten einfachen Mahl. Manchmal tönte das romantische Glockengebimmel einer in der Nähe weidenden Schafherde zu uns herüber durch die weite, einsame Landschaft. Und wenn dann gar noch der Mond hinter einer Hügelkette aufstieg, der kühle Nachtwind sachte um die Ohren strich und die ersten Sterne funkelten, dann freute ich mich meines Lebens und war glücklich. Genauso muss es hier vor Tausenden vor Jahren gewesen sein, ging es mir durch den Sinn. Vergessen und verschwunden waren alle Sorgen und Probleme. Erst wenn wir an den Aufbruch denken mussten und unser Fahrer den Motor in Gang setzte, fand man langsam den Weg zurück aus zeitlosen Träumen in die Wirklichkeit, die heute ebenso wie morgen ihre Rechte fordert.

H. R. Brawand